



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Seeliger, Hermann: Beethovens Weltanschauung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Beethovens Weltanschauung

Von Dr. Hermann Seeliger in Landeshut i. Schl.

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Schiller, Das Ideal und das Leben.



Die Welt ist ein König und will geschmeichelt sein, soll sie sich günstig zeigen — doch wahre Kunst ist eigenfönnig, läßt sich nicht in schmeichelnde Formen drängen“, aber gerade dem, der diese Worte schrieb, und in seinem künstlerischen Schaffen die unerhörteste Subjektivität befundete, hat sie rückhaltlos wie kaum einem anderen der großen Schaffenden die Anerkennung seiner überragenden Größe und Genialität zuteil werden lassen. Schier unendlich ist die Beethoven-Literatur, für die leider noch ein kritisch sichtigender Katalog fehlt, und unermüdlich ist seit dem Erscheinen der Schindlerschen Beethoven-Biographie die Forschung bemüht, das Verständnis dieser so ganz einzigartigen Künstlerindividualität der Welt zu vermitteln. Die große von Thayer begonnene, von Niemann überarbeitete und vollendete Lebensbeschreibung des Meisters, die in drei Ausgaben vorliegende Sammlung seiner Briefe*), die zahllosen kleinen Monographien und Studien zeigen, wie lebhaft sich besonders das letzte Jahrzehnt mit dem Beethoven-Problem beschäftigt hat. Und gerade hundert Jahre, nachdem Goethe in einem vom 19. Juli 1872 datierten Briefe an Christiane sein Urteil über den Ton- dichter in die Worte zusammenfaßte: „Zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen; man kann begreifen, wie er zur Welt wunderbarlich stehen muß“, ein Urteil, wodurch das bekannte an Zelter geschriebene von der „leider gänzlich ungebändigten Persönlichkeit“ seine Ergänzung findet, erschien Paul Bekkers „Beethoven“, sozusagen der erschöpfende Kommentar zu den offenbar divergenten Aussprüchen des Dichters, das beste Buch wohl, das

*) von Kalischer (5 Bände), von Prelinger (4 Bände), von E. Kastner Volksausgabe (Hesses Verlag); ferner Ludwig Nohl, Beethoven-Brevier, 2. Auflage, bearbeitet von Sofolowski (Seemann). Von Thayers Beethoven-Biographie wurde die von Niemann besorgte Neuauflage von Band 1 bis 3 benutzt.

je über den Meister geschrieben ward, eine das innerste Wesen seiner Musik entschleiernde Darstellung, worin aus der Analyse der in die Hülle künstlerischer Form eingegangener Ideen uns der Dichter und Denker Beethoven leidhaftig entgegentritt. Ohne jede Gefuchtheit im Stil, meisterhaft einfach und schlicht, wirkt es oft geradezu hinreichend. Besser ist auch einer, dem die Musik Beethovens die Seele tönen macht: das Buch ist erlebt — und das ist wohl das höchste, was man zu dessen Lobe sagen kann*).

Eine Biographie im eigentlichen Sinne ist es nicht, und die sachlich kühl die Forschungsergebnisse über das Leben Beethovens referierende Art, noch mehr die Trennung des Menschen vom Künstler scheinen nach dem Vorwort zur zweiten Auflage einigen Widerspruch erregt zu haben; er ist zweifellos belanglos, aber eins muß hierzu doch bemerkt werden: gewiß ist Wahrheit unter allen Umständen oberstes Gesetz aller Historie, indes die Korrekturen, die Bekker an den landläufigen Vorstellungen von dem weltunerfahrenen, entrückten Träumer vornimmt, wirken in ihrer langen Aneinanderreihung doch etwas schneidend und hart, weil er ein Moment im Wesen des Meisters zu wenig hervorhebt, das pathologische, wodurch die unleugbaren Charakterschwächen Beethovens ihre Erklärung finden. Gerade bei Beethoven treffen Schopenhauers Ausführungen über das Genie aufs Haar zu: die übergroße Sensibilität, bedingt durch ein abnorm erhöhtes Nerven- und Cerebralleben, die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, die sich physisch als Energie des Herzschlags darstellt, die daraus entspringende Heftigkeit der Affekte, die Überspanntheit der Stimmung. Beethovens Mangel an Selbstbeherrschung, sein fragwürdiges Gebaren in Geldangelegenheiten vertragen sicherlich keine Schönfärberei, aber zum Verständnis und zur Entschuldigung muß gesagt werden, daß, wenn eine so ungeheure Erkenntnis kraft mit all ihrer Energie sich auf die Angelegenheiten und Misereen des täglichen Lebens richtet, es diese nur zu leicht in zu grellen Farben und ins Ungeheure vergrößert erblicken wird, wodurch das Individuum in lauter Extreme verfällt. Die Zwangsvorstellungen, unter denen Beethoven zweifellos litt, erklären sich ohne weiteres daraus, und aus ihnen wieder die Handlungsweisen, die zu seiner angeborenen Herzengüte in schärfstem Widerspruch stehen. Und wenn — um bei einem Beispiel zu bleiben — sein Geiz und was damit zusammenhängt, letzten Endes aus der Sorge um die völlige Freiheit seiner künstlerischen Existenz fließen, wenn er seine Ersparnisse von 7000 Gulden nicht angreifen zu dürfen glaubt, weil er sie als Erbteil seines Adoptivsohnes Karl betrachtet und sich unter Vorpiegelung seiner Armut eine Unterstützung von seinen englischen Freunden erbittet, so fällt selbst darauf der versöhnende Strahl eines Idealismus,

*) Verlag von Schuster u. Löffler, Berlin. Zweite Auflage 1912. In demselben Jahre erschien die für weitere Kreise geschriebene Beethoven-Biographie von Thomas San-Galli, die auch manches Neue bringt und als „Hausbuch“ empfohlen werden muß. Von kleineren Studien sei besonders auf das Werkchen N. von der Pfordtens aufmerksam gemacht (Quelle u. Meyer) als eine wertvolle Einführung in das Wesen der Beethovenschen Musik.

der sich nur in den Mitteln vergreift. Es gibt eben keinen genialischen Menschen, der nicht Nachsicht verdiente, und nur eine mit tiefer schürfender Sonde untersuchende Psychiatrie dürfte den Irrungen einer so komplizierten Künstlernatur, die körperlich fortwährend von schweren Leiden geplagt wurde, gerecht werden: wir können uns hier an dem Worte Schopenhauers genügen lassen, daß groß überhaupt nur der sei, der bei seinem Wirken nicht seine Sache suche, sondern einen objektiven Zweck verfolge, selbst dann, wenn im Praktischen dieser Zweck mißverstanden, ja sogar infolgedessen ein Verbrechen sein sollte; „daß er nicht sich und seine Sache sucht, dies macht ihn unter allen Umständen groß“).“ Und was Beethoven suchte, das hat er uns in ewig gültiger Form in seinen Tonbildungen offenbart, in deren Erläuterung Bekker die Ideale der Beethovenschen Geisteswelt in plastischer Klarheit herausmeißelt. Indes auch die Briefe des Meisters, seine Tagebuchblätter eröffnen uns den Zugang zu ihr, so daß wir rein begrifflich auf umgekehrtem Wege zu seiner Weltanschauung und damit zu einem vollen Verständnis seiner Werke vordringen können. Beethoven hätte nicht der scharfsinnige Denker sein müssen, als der er sich in seiner Dichtung bewährt, wenn er nicht hätte versuchen sollen auf seine Weise sich auch begrifflich mit der Erscheinungswelt und dem Verhältnis der Menschen zu ihr sowohl wie zu dem Metaphysischen auseinander zu setzen. Wie er sich seiner Schwächen bewußt ist — „Menschlicher, ernster wird die Fremde dich machen“ notiert er sich, als er den Plan faßt zu reisen —, so kennt er überhaupt den Zwiespalt der menschlichen Natur, er weiß, daß wir „Endliche sind mit unendlichem Geist“ und wenn ihm auch das „geistige Reich das liebste ist und die oberste aller geistlichen und weltlichen Monarchien,“ so fühlt er, daß das Irdische uns immer wieder hinabzieht, „unendlich ist unser Streben, endlich macht die Gemeinheit alles“. Und da er sich von Kindheit an bestrebt hat, den Sinn der Besseren und Weisen jedes Zeitalters zu erfassen, wendet er sich an seine ältesten Freunde: Homer, Plato, Xenophon, Plutarch; auch ihm gewährt die unverstegbar sprudelnde Quelle der antiken Literatur Erhebung, Befreiung, Festigung; Shakespeare, Schiller, Goethe und Kant helfen ihm dann den Bau seiner Weltanschauung vollenden. Da nun einmal Leben irren heißt und die Schwachheiten der Natur durch die Natur selbst gegeben sind, so soll die Herrscherin Vernunft durch ihre Stärke sie leiten und zu vermindern suchen. Man muß nicht, schreibt er im Tagebuch, durch die Armut sich wider den Verlust des Reichthums schützen, noch durch den Mangel an Freundschaft wider den Verlust der Freunde, noch durch Enthaltung vom Kinderzeugen wider den Tod der Kinder, sondern durch die Vernunft wider alles, denn wie der Staat eine Konstitution haben muß, so der einzelne Mensch für sich selber eine. Wir werden dieser Bemerkung besondere Beachtung schenken, da sie uns das verrät, was in ihm als gestaltendem Künstler das gesetzgebende

*) „Die Welt als Wille und Vorstellung“ II, Kapitel 31.

Prinzip sein mußte: die Idee der Form. Und welche Form, so fragen wir weiter, soll die Idee der Konstitution annehmen, was ist in ihr der gesetzgebende Faktor? zu welchem Ziele soll sie den Menschen führen? Die Antwort läßt er durch Kant geben: „das moralische Gesetz in uns, und der gestirnte Himmel über uns.“ Das moralische Gesetz aber stellt praktische Forderungen, wie stellt Beethoven sich zu diesen? Rückschauend müssen wir hier einen Blick auf seine ganze Entwicklung werfen, da sie allein die Antwort auf jene Frage geben kann. Herangewachsen in einer zum großen Teil freudlosen Jugend, ohne rechte Erziehung und regelmäßige Bildung, mit zweiundzwanzig Jahren auf sich selbst gestellt, begabt mit einem Übermaß von Temperament, in seinem Innern von unerhörter Zartheit und Empfindungsfähigkeit, „ein lieb und leise gestimmter Mensch“, wie ein Urteil aus dem Bonner Freundeskreise ihn bezeichnet und seine Briefe an Wegeler und Amenda ihn noch zeigen, so war er nach Wien gekommen, die Seele erfüllt von höchstem Idealismus und dem beseligenden Bewußtsein der ständigen Zunahme seiner Geisteskräfte und der Annäherung an ein Ziel, das er fühlt, aber nicht beschreiben kann. „Soviel will ich euch sagen,“ schreibt er an seinen geliebten Jugendfreund Wegeler, „daß ihr mich nur recht groß wieder sehen werdet; nicht als Künstler sollt ihr mich größer, sondern auch als Menschen sollt ihr mich besser, vollkommener finden.“ Da schnitt ihm „ein neidischer Dämon“, der schon seit Jahren in seinem Gehör sich eingenistet hatte, diesen Sinn entzwei und stieß ihn in die Einsamkeit.

Und nun beginnt jenes titanische Ringen mit dem gigantischen, ehernen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt, in in dessen Verlauf Beethoven zur Heldengröße des Märtyrers empormächst.

Zunächst freilich mußte die Erkenntnis der Unheilbarkeit seines Leidens für den Unglücklichen förmlich zerschmetternd sein — man lese darauf hin nur einmal das ergreifende Heiligenstädter Testament. Ein gehörloser Musiker! Wenig fehlte, und er endete selbst sein Leben. Aber der sittliche Imperativ, unter dessen Gebot Beethoven steht, verbietet den Selbstmord unter allen Umständen, solange noch eine gute Tat zu tun ist. Seine geliebte Kunst hält ihn davon zurück. Und so entgeht er auch der bei seiner erblichen Belastung naheliegenden Gefahr im Trunke Vergessenheit zu suchen oder bestenfalls in tatenlosem Quietismus zu verkümmern. Plutarch hat ihn zur Resignation geführt, dem elenden Zufluchtsmittel, das ihm allein noch bleibt, aber Ruhe? „Nichts von Ruhe! Ich weiß von keiner anderen als dem Schlaf, und wehe genug tut mirs, daß ich ihm jetzt mehr schenken muß als sonst.“ Wohl erwähnt er sich die Geduld zur Führerin, aber „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor anderen auszeichnen, sie ist auch die meinige“, und in einem kühnen, seiner Kraft würdigen Bilde drückt er den Entschluß seines ethischen Wollens aus: „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht.“ Als er völlig ertaubt ist, klagt er auch nicht mehr, sondern stolz ruft er dem Schicksal zu: „Zeige deine Gewalt! Wir sind nicht Herren über

uns selbst. Was beschlossen ist, muß sein, und so sei es denn!“ Weiß er doch nun, daß er alles aus sich selbst schaffen muß — und auch kann, Gott sei Dank, Beethoven kann schreiben. Seine Genialität ist ihm bekannt — Fürsten gibt es viele, Beethoven nur einen*) —, ist unbestreitbar. Sie ist eben da wie die schaffende Kraft der Erde, und er, Beethoven, gewissermaßen nur das Medium einer höheren Gewalt, die durch ihn zu den Menschen spricht, denn was er schreiben kann, gibt ihm „der Geist“ ein. Und da er einmal mit dem Himmels-geschenk dieser wunderbaren Begabung begnadet ward, wird ihm die voll-kommenste Entwicklung dieser zum Pflichtgebot, dessen stahlharter Notwendigkeit er gehorcht, selbst unter tränenvollem Verzicht auf sein Einzelglück: „du darfst nicht Mensch sein, für dich nicht, nur für andere. Für dich gibts kein Glück mehr als in dir selbst, in deiner Kunst. O Gott, gib mir Kraft mich zu besiegen, mich darf ja nichts an das Leben fesseln!“ stöhnt er in Herzensqual in seinem Tagebuch einmal auf in dem Bewußtsein, daß er den Reichtum seiner Seele nicht an ein Einzelwesen verschenken darf. Ein Beethoven gehört der Welt. Indem er sich also selbst überwindet, vollbringt er die Heraklestat „mehr als das Schicksal sein“, und aus seinem Verzicht auf Erdenglück erblüht ihm „das hohe Gut der Selbstvollendung im Erschaffen“. Denn die Seligkeit, schaffend Götterwonne zu genießen, hat Beethoven wie wenige Sterbliche auskosten.

So vollendet der Meister den Bau seiner individuellen Sittlichkeit als einer jener Auserwählten, die aus Leiden Freuden erhalten in einer energischen Be-jahung des Lebens, das er behalten möchte, so krank und elend er sich auch fühlt, um zu hinterlassen, was ihm der Geist eingibt und vollenden heißt, gleich-wohl fern jeder Todesfurcht und unbeirrt fortan durch des Daseins dunkle, verworrene Fragen: die Rätsel lösen sich von selbst; gerade ihnen gegenüber soll sich die sittliche Kraft des Menschen bewähren, „das heißt auszuhalten ohne zu wissen und seine Nichtigkeit zu fühlen und wiederum seine Vollkommenheit zu erreichen, deren der Höchste uns dadurch würdigen will“. Sittlichkeit aber ist Freiheit. „Freiheit! was will man mehr!“ Und stolz erhobenen Hauptes schreitet er durchs Leben, erhaben über „die Leute“, die nichts sagen und sich meist im andern nur selbst sehen, auch er „ein König“. Beethoven Augustus Triumphator.

Im Innern aber voll tiefster Demut. „Wenn ich mich im Zusammen-
hang des Universums betrachte, was bin ich, und was ist der, den man den
Größten nennt? Und doch — ist wieder hierin das Göttliche der Menschen.“
In diesen, dem Brief „An die unsterbliche Geliebte“ entnommenen Worten

*) Als Beethoven 1806 auf dem Landitz des Fürsten Sichnowski bei Troppau weilte, wurde er genötigt vor französischen Offizieren sich hören zu lassen. Aufs höchste ergrimmt über diese Zumutung verließ er sofort den Fürsten, dem er bald darauf folgenden Brief geschrieben haben soll: „Fürst! Was Sie sind, sind Sie durch Zufall und Geburt, was ich bin, bin ich durch mich. Fürsten hat es und wird es noch Tausende geben, Beethoven gibt es nur einen.“ Thayer II, 178, vgl. auch Grenzboten XVI, Nr. 14 (3. April 1857).

kündigt sich schon an, was in Beethoven, je älter er wird, desto stärker und beherrschender hervortritt: das metaphysische Bedürfnis. Erst durch die Klärung des Verhältnisses des Individuums zum Transzendenten, zum Gottesbegriff, erhält die sittliche Freiheit ihre höchste und letzte Weihe. Bei der Form der „Konstitution“ ward bereits darauf hingedeutet: „Der gestirnte Himmel über uns“ hieß es da weiter. Wie oft hat der Meister in stillen Nächten voll Andacht zu ihm emporgeschaut. „Wenn ich am Abend den Himmel staunend betrachte und das Heer der ewig in seinen Grenzen sich schwingenden Lichtkörper, Sonnen oder Erden genannt, dann schwingt sich mein Geist über diese viele Millionen Meilen entfernten Gestirne hin zur Urquelle, aus welcher alles Erschaffene entströmt und aus welcher ewig neue Schöpfungen entströmen werden“*). Zu dieser Urquelle führte ihn auch der Naturgenuß. Wie leidenschaftlich Beethoven die Natur liebte, ist bekannt, „sie war gleichsam seine Nahrung, er schien förmlich darin zu leben“, bezeugt uns ein Zeitgenosse**) des Meisters, und zahlreiche Stellen in seinen Briefen und Tagebüchern suchen, wenn auch unbeholfen, der Stimmung Ausdruck zu geben, die ihn erfüllte, wenn er das Gewühl der Stadt hinter sich wußte: „Allmächtiger! im Walde, ich bin selig, glücklich im Wald, jeder Baum spricht durch dich. O Gott, welche Herrlichkeit in einer solchen Waldgegend! In den Höhen ist Ruhe, Ruhe ihm zu dienen!“ Sein Ohr vernahm freilich nicht mehr das Rauschen der Buchenkronen und den Gesang der Vögel, um so vernehmbarer sprach das Wesen der Welt selbst zu seiner Seele: „Mein unglückseliges Gehör plagt mich hier nicht; ist es doch, als wenn jeder Baum zu mir spräche auf dem Lande Heilig! Heilig! Im Walde Entzücken, wer kann alles ausdrücken.“ Aber in Tönen gelang es ihm: die köstliche D-dur - Sonate op. 28, die Pastoralsonate, beides wahrhafte Sommerglücksmusik offenbarend, wie sich das Auge des Meisters sozusagen von innen erleuchtet zur Erfassung und Widerstrahlung des Weltbildes, tiefer noch, ergreifender, ins Metaphysische langend die wunderbare As-dur-Sonate op. 110, mit der lieb und leise gestimmten Sehnsucht im ersten Satze, der unruhig, dunkel-heitler sprudelnden Laune im Scherzo, bis nach den lastenden Anfangsakkorden des Largo das Rezitativ vor uns steht, ein furchtbar ernstes Fragezeichen. Und nun beginnt ein klagender Gesang, der uns zutiefst an die Seele rührt

Beh spricht: vergeh —

Aber in festen, ewigen Gesetzen hängt die Welt, darum setzt ruhig und sicher, kraftvoll den Schlußton des vorigen Satzes als Dominate nehmend die Fuge***)

*) Mündlich zu Stumpf im Jahre 1824. Thayer V, 130. Das Adagio des zweiten Quartetts von op. 59 ist nach Beethovens eigenem Ausspruch die Eingebung einer solchen Sternennacht und ins Sternendasein führt uns auch der Schluß der Sonate op. 111.

**) Thayer III, 505.

***) Man vergleiche dazu auch die Bemerkungen Hans von Bülow's über Beethovens Fuge und ihrer Bedeutung gegenüber der Bach's in der großen Cotta'schen Ausgabe der

ein, das Symbol einer unverrückbar festen Weltordnung: der Dichter wird zum Seher, der in heiliger Begeisterung, wie mit ausgebreiteten Armen das All an seine Brust ziehen möchte in der beseligenden Erkenntnis des *tat twam asi*, der All-Einheit alles Seienden, und in strahlendem Glanze geht das Stück zu Ende,

Denn alle Luft will Ewigkeit,
Will tiefe, tiefe Ewigkeit.

Die Frage nach Beethovens Religiosität ist damit eigentlich schon zur Genüge beantwortet. „Ich bin was da ist. Ich bin alles, was ist, was war, was sein wird. Kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben. Er ist allein von ihm selbst, und diesem einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig.“ Diese drei Inschriften aus dem Tempel der ägyptischen Meith hatte Beethoven unter Glas und Rahmen auf seinem Schreibtisch stehen, und in sein Tagebuch hat er einmal eingetragen: „Hart ist der Zustand jetzt für dich; doch der da droben ist, o er ist, und ohne ihn ist nichts.“ Beethoven war tief religiös. Nicht im Sinne eines kirchlich bestimmten Dogma und im katholischen nun schon gar nicht, vielmehr lebt, wie Richard Wagner treffend bemerkt (Ges. Schriften IX, 95), der ganze Geist des deutschen Protestantismus in ihm; sein Erbauungsbuch sind die „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und Vorsehung“ des lutherischen Pietisten Christian Sturm, auch Luthers Tischreden liest er. Aber er geht doch noch weit über den dogmatisch gebundenen Protestantismus hinaus, und mit zunehmendem Alter bohrt er sich, wie sein Tagebuch beweist, immer tiefer in das letzte und höchste Problem des Transzendenten hinein, bis schließlich mit der großen Messe das letzte gewaltige Ringen beginnt, die Auseinandersetzung des Individuums mit der Gottheit. „Opfere noch einmal alle Kleinigkeiten des gesellschaftlichen Lebens deiner Kunst. O Gott über alles!“ hatte er vor Beginn dieses Werkes sich im Tagebuch gemahnt, und selten ist wohl ein auf religiösem Gebiet schaffender Künstler von seiner Aufgabe so ergriffen gewesen, wie Beethoven in jener Zeit, so daß er in seinem Zustande völliger Weltentrücktheit seiner Umgebung wie ein Befessener erschien. Wie die gesamte Beethovensche Tondichtung trägt auch diese Messe den Stempel eines schier unerhörten Subjektivismus. „Von Herzen möge es zu Herzen gehen“ steht über dem Kyrie, sie gehört darum auch nicht eigentlich in die Kirche als den Versammlungsort einer auf ein Dogma eingeschworenen Gemeinde. Beethoven

Sonaten, die immer noch ihren Ehrenplatz behaupten dürfte, hauptsächlich wegen der geistvollen Anmerkungen des Herausgebers in Band 3 bis 5. Von neueren Ausgaben möge an dieser Stelle noch die zurzeit viel umstrittene Phrasierungsausgabe von Niemann (Simrock) erwähnt werden, deren Gebrauch für das Verständnis des Aufbaues des Tonstückes nicht genug empfohlen werden kann. Von den Volksausgaben überragt die in der Kollektion Bitolff erschienene Neuausgabe von Schulze-Biesant, ebenfalls sorgfältig und verständnisvoll phrasiert, wenn auch nicht so ins einzelne gehend wie die von Niemann, alle anderen, auch bezüglich der Ausstattung.

stößt, wie Bekker so schön ausführt, die Scheidewand zwischen Kirche und Welt um, soweit sein Auge reicht ist seine Kirche. Er errichtet seinen Altar im Mittelpunkt der Welt, im Sinne jenes idealen, über alle konfessionellen Schranken erhabenen Christentums, das der Stifter desselben gemeint hatte, wenn er sagt: wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.

Wie weit ist der Meister gleicherweise von dem flachen Rationalismus und dem Deismus des achtzehnten Jahrhunderts entfernt! Wollen wir eine bestimmte Formel für Beethovens religiösen Standpunkt finden, so bezeichnen wir ihn am besten als „transzendenten Pantheismus“, wonach alles Gute, Hohe, Wertvolle in der Welt göttlicher Natur, die menschliche Vernunft mit der göttlichen wesensgleich, die Gottheit das absolute Ich Fichtes ist, welches die empirischen Ichs als Organe benutzt, in den Individuen denkt und will, soweit es sich um Gutes und Wahres handelt, aber als Allgemeinsubjekt über sie hinausragt als ein Wesen von transzendentelem Sein: „der alles in sich Fassende, der Höchste“, der ihn nie verlassen hat, gegen dessen Majestät die irdische Größe das Zwerglein „Allerhöchste“ in nichts zusammenschumpft. Und diesem zu gleichen bedeutet ihm das höchste Ziel persönlicher Sittlichkeit: „Höheres gibt es nichts, als der Gottheit sich mehr als andere Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter das Menschengeschlecht verbreiten.“

Damit ist aber auch die höchste praktische Forderung des kategorischen Imperativs ausgesprochen. Wir stehen hier auf der Linie, auf welcher Religiosität und Ethos sich vereinigen zu einem allgemeinen, über das Persönliche hinausgehenden Ziele, ist doch Freiheit und Fortschritt Zweck der gesamten Schöpfung: denn so gewiß beide höchstes individuelles Eigengut sind, so gewiß verlangen sie keine Isolierung des Individuums, im Gegenteil erhalten sie erst ihren praktischen Wert in dem Verhältnis der Individuen zueinander, und der Gesellschaftsvertrag ist darum ein sittliches Postulat. Wie sich Beethoven zu diesem stellt, dafür ist zunächst eine Stelle in seinem Tagebuche bezeichnend, die er sich aus den Notizen zum „Westfälischen Divan“ ausgeschrieben hat: „Bescheidenheit ist immer mit Verstellung verknüpft und eine Art Schmeichelei, die um desto wirksamer ist, als sie ohne Zudringlichkeit dem andern wohl tut, indem sie ihn in seinem behaglichen Selbstgefühl nicht irre macht. Alles aber, was man gute Gesellschaft nennt, besteht in einer immer wachsenden Verneinung seiner selbst, so daß die Sozietät zuletzt ganz Null wird.“ Daneben hat Beethoven „nego“ geschrieben und den letzten Satz überhaupt wieder ausgestrichen, ein echt Beethovenscher Protest gegen die Verneinung des Rechtes der Persönlichkeit und der Gesellschaft. Aber der einzelne darf sein Recht nicht zur Geltung bringen auf Kosten der Allgemeinheit. Dem ersten Konsul, der dem Chaos der französischen Revolution ein Ende gemacht hatte, wollte der Meister seine dritte Sinfonie widmen, da kam die Nachricht, daß Napoleon

sich zum Kaiser gekrönt habe, und wütend zerriß Beethoven das Titelblatt mit der Widmung: „Ist er auch nichts als ein gewöhnlicher Mensch! Nun wird er auch alle andern Menschenrechte mit Füßen treten, nur seinem Ehrgeiz fröhnen; er wird sich nun höher als andere stellen und ein Tyrann werden!“ Daß ihm eine bestimmte Staatsform als Ideal vorgeschwebt habe, läßt sich nicht nachweisen, es mischen sich in seinem Wesen, wie Bekker zum ersten Male richtig hervorhebt, zu stark demokratische und aristokratische Tendenzen, überdies sind seinem scharfen Blick die Schäden sowohl des Republikanismus als des Monarchismus nicht entgangen. Was ihn am Völkerverleben interessierte, war nicht der Staat in seiner politischen Form, sondern in seiner sittlichen Idee, an deren Wucht der selbstherrliche Trotz eines Koriolan zerhsellen muß, die selbst bei dem Siege brutaler Tyrannei ihren Vorkämpfer noch im Tode durch die Gewißheit ihrer Unsterblichkeit tröstet. Heilig ist ihm die Menschheit und die sittlich bindenden Einrichtungen des Gesellschaftsvertrages, durch die das Verhältnis des Individuums als Subjekt zum Objekt geregelt werden, vor allem die Ehe, heilig sind ihm die höchsten sittlichen Ideale: die Treue, die Vaterlandsiebe, die Nächstenliebe, die er wo er nur konnte, immer betätigt hat*). Gnaden braucht er keine, nur Geseß und Recht.

Und von diesem Standpunkt verstehen wir, warum der tief sittliche Mensch nicht einen „Figaro“ hätte schreiben können, sondern einen „Fidelio“ schrieb und die neunte Sinfonie, jene Apotheose des Humanitätsgedankens, nach dem die aus den Wirren der Leidenschaften und dem Jammer der Vergangenheit befreite Menschheit sich in einem neuen zur Gottheit führenden Kulte verbrüdernd wird zu einer neuen Sittlichkeit, in dem Kultus der Freude schöpferischen Wirkens.

So schaut Beethoven die Welt und die in ihr wirkenden Ideen an. Ob er wohl wahrgemacht hat, was er als des Menschen höchstes Ziel bezeichnete, sich der Gottheit mehr als andere nähern und die Strahlen des Göttlichen unter den Menschen zu verbreiten? Die Frage mag beantworten, wem immer die Gewalt seiner Musik die Seele erschüttert und befreit hat. Was er, der ungelehrte Mann, in seinen Briefen und Tagebuchblättern unbeholfen stammelnd, abgerissen andeutet, das führt er im Zusammenhang in ungeahnter Vollendung in jener aus: sein Werk ist die Betätigung seines sittlichen Willens. Damit ist die Frage nach dem Geheimnis der so ganz einzig in der Welt dastehenden Gewalt dieser Musik schon zur Hälfte beantwortet: sie ist durch und durch ethisch, in ihr offenbart sich das Leiden und Ringen der Menschheit nach sittlicher Vollendung,

*) „Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es, du weißt daß Menschenliebe und Neigung zum Wohltun darin haufen“ heißt es im Heiligenstädter Testament. Daß das nicht bloße Worte sind, bezeugen seine Korrespondenz mit Warena, die Verleihung des Bürgerrechts seitens des Wiener Magistrats 1815 „in Anerkennung seiner Verdienste und Wertschätzung dieser guten Gesinnungen“ und vor allem die Aufopferung des Meisters gegenüber seinen Brüdern, besonders aber seinem an Sohnesstatt angenommenen Nefen Karl. Legteres ist im Leben des Meisters ein Stück Tragödie für sich.

durchgekostet von einem einzelnen. Wenn auf einen Künstler, so findet auf ihn das Wort Dehmels:

Es hat noch keiner Gott erfloten,
Der sich vor Gottes Teufeln fürchtet,

im vollsten Maße Anwendung. Durch die ganze Skala menschlicher Leidenschaften werden wir geführt, wir blicken in die tiefsten, dunkelsten Abgründe der menschlichen Seele und werden emporgehoben im Triumph in das Reich des ewigen Lichts. Was er sich selbst in sein Tagebuch geschrieben hat, was von Rechts wegen auf seinem Grabstein stehen müßte,

Kampf für das Recht und für des Rechtes Tochter,
Die durchs Gesetz verklärte ew'ge Freiheit,
Ergebung in den ungebeugten Willen
Des eisernen Geschicks; Gehorsam und Entfagung
Und wandellose Treue bis ins Grab,

das ist es auch, was seine Dichtung erfüllt: sie ist in ihrem innersten Wesen dramatisch und ethisch im Sinne des Kant-Schillerschen Idealismus, durch alle Zeiten hindurch darum unalternd. Beethovens gesamtes Schaffen wird umspannt von dem Rahmen jenes Kantischen Wortes.

Und des Geheimnisses anderer Teil liegt in der Form. Nicht in der zufälligen, äußeren, sondern der innern, die aus der Idee selbst geboren, mit dieser selbst wesensteins wird. Es ist das Höchste, was an Abstraktion zu denken ist. Der letzte Rest der Materie ist vernichtet. Nicht die Ereignisse, nicht die Dinge reden darin zu uns, sondern das An-Sich derselben. „Musik ist höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie“ hat der Meister selbst einmal geäußert. Wir können auch mit Schopenhauer, der gerade aus der Beethovenschen Kunst seine Lehre vom Wesen der Musik abgeleitet hat, sagen, sie ist nicht Abbild der Erscheinung, sondern zu allem Physischen der Welt das Metaphysische, und ihr Objekt nicht die Vorstellung, sondern das Ding an sich. Nur die Form der Klangvorstellung bleibt als sinnlich wahrnehmbares Symbol. Und ein Beethoven konnte diese vollkommenste innere Form finden, weil er hindurchgegangen durch den Filter aller Leidenschaften und seelischen Erschütterungen die Welt überwunden hatte und zur reinen Erkenntnis vorgebrungen war. Was darüber hinaus noch dazu zu fragen wäre, bleibt das nicht zu entschleiernde Geheimnis des Genius.

Voll Bewunderung und Ehrfurcht blicken wir zu ihm auf, wie einst das Hellenenvolk zu seinen seligen Heroen, als zu dem Bannerträger eines neuen Kulturideals. Er hat nicht den „Faust“ mehr mit seiner Musik umkleiden dürfen, er selbst ein Faust der Tat, er hat auch nicht die Formel des kategorischen Imperativs gefunden, aber er hat ihn gelebt zur möglichsten Vollendung seiner selbst. „Jenes Sehnen nach einer neuen Sittlichkeit und nach einem neuen Glauben war in ihm — um mit den schönen Worten Karl Lamprechts*) zu

*) Deutsche Geschichte VIII, 2. Seite 703.

schließen — wie es die volle Entfaltung des Subjektivismus einmal zu befruchtigen bestimmt ist. Einer der Frühesten war er, der da die Augen aufhob zu den neuen Bergen von welchen die Hilfe kommen soll; und so werden seine Melodien die Menschheit auf ihrem Pilgrimszuge zu diesen Bergen begleiten, bis sie dem Triumphliede weichen müssen, daß der Gipfel erreicht sei.“

Zeus'allwaltender Rat nimmt schon die Hälfte der Tugend
Einem Manne, welcher die heilige Freiheit verliert —

Diesen homerischen Vers hat der Meister sich in seinem Tagebuch angemerkt: weil er selber innerlich frei war, wurde er einer der großen Befreier der Menschheit.

Das ist unser Beethoven.



Der gegenwärtige Stand der Kinderauswanderung aus England

Von Dr. E. Munzinger in Berlin

Einen ersten Aufsatz über die Kinderauswanderung aus England brachten wir in Heft 45 vorigen Jahres.



icht weniger als elf gesetzliche Verordnungen, die im Laufe der Zeit entstanden sind, regeln heute von englischer, besonders aber von kanadischer Seite die Emigration von Kindern.

Gesetzlich werden darin drei Kategorien von auswandernden Kindern unterschieden.

1. Poorlawkinder unter der Fürsorge des Local Government Boards.
2. Kinder aus Reformatories und Industrialschools unter der Fürsorge des Home Office.
3. Kinder, die keine besondere behördliche Fürsorge genießen, sondern durch private Personen oder Vereine emigriert werden.

Da aber keine Behörde die Emigration von Kindern selbst betreibt, werden sämtliche Kinder tatsächlich durch private Vereine übernommen. Doch kommen für Kinder unter 1 und 2 nur sogenannte „Certified Agencies“ in Betracht, d. h. solche Vereine, deren Wirksamkeit von der Regierung gutgeheißen und bestätigt wird.

Der Hauptunterschied besteht in der Frage der Kostentragung. Bei Poorlawkindern bezahlt der betreffende Armenverband mit einer Pauschalsumme von 12 Pfund stets die gesamten Unkosten. Auch bei den Kindern aus